Nr. 19 — Leipzig, den 11. Mai — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Jenseits — Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart: 6. Die mährische Kirche — Die Fortbildung des kirchlichen Gemeindelebens: 1. Die Quelle der Not; 2. Die herkömmliche Arbeit der Kirche — Noch einmal: Rembrandt als Erzieher — Frühlingsheimweh — Verschiedenes: Charlotte Duncker † — Zur Besprechung eingesandte Bücher — Anzeigen

Jenseits

> Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit; es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft; es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.
> (1. Kor. 15, 43. 44)

So lange des Menschen Geist in ungerechtfertiger und deshalb von einer Art bettelhaften Stolzes nicht freizusprechender Selbstbeschränkung seine Erkenntnis lediglich mit seinen bei ihrer Mangelhaftigkeit überdies trügenden fünf Sinnen erreichen und abschließen will, wird das Ergebnis alles seines sinnenden Forschens zunächst enden mit dem aufrichtigen: Wir wissen nichts. Meistenteils unausgesprochen, aber dem Einzelnen erschreckend klar folgt diesem das vernichtende, weil jede weitere Thatkraft lähmende: Wir werden nichts wissen. Es ist hierbei durchaus nichts Wunderbares; der Satz von der Berührung der Gegensätze erklärt völlig diese Erscheinung: der Anmaßung, alles begreifen zu wollen, muß die Demütigung folgen, nichts begreifen zu können.

Der Apostel ist in beidem genügsamer, in der gegenwärtigen Erkenntnis und in der erhofften, aber deshalb bleibt ihm immer die erhoffte: „Wir sehen jetzt im Spiegel nur dunkle Umrisse“ (1. Kor. 13, 12). So ist ihm das sinnlich Wahrnehmbare nicht des Wesens Urbestand, mit dessen Erkenntnis alles erkannt ist. Hier ist nur der Spiegel dessen, was ist, ob auch der Spiegel kein Schein, sondern Dasein, dessen Erkenntnis gleicherweise notwendig ist, so doch nur der erscheinende Schatten des noch verborgenen Lichtes. Wenn aber das Licht hervortritt, verschwindet der Schatten. Jetzt ist die Zeit des Suchens und Ahnens, einst aber kommt die Zeit, da wir lächeln werden über unser früheres Suchen. Wollen wir tadeln, die wir gemeinsam in dasselbe Dunkel gehüllt gehen, wenn die Wege verschieden gesucht und vermeintlich gefunden werden? Das Tadeln und Verwerfen steht dem nicht wohl an, der in gleicher Verwünschung sich befindet.

Wer ist so weise, sagen zu können, wie es mit der Auferstehung der Toten, mit unserm einstigen Dasein steht? Du Narr, das du säest, wird nicht lebendig, es sterbe denn. Was aber stirbt, verwest, vergeht. Was soll denn auferstehen? Von deinen fünf Sinnen nichts, so wenig wie sie selbst. Was aber deinen fünf Sinnen hier das Leben verliehen hat, das ersteht und stimmt ein großes Hallelujah an, weil es nun befreit ist von seinem trüglichen Leiter und selbst die Schwingen regen kann, den Sonnenflug zu beginnen, der es zu vorher auch niemals geahnten Höhen emportragen wird. Dann wird das letzte Erkennen erfüllt werden: Der Geist wird anschauen, begreifen den Geist.

Langsam, aber stetig vollzieht sich die Entwicklung alles Seins zu seinem letzten Ziele. Jede Stufe bedarf ihrer eignen Krücken. Im Bilde des heranwachsenden Menschen erblicken wir den erstarkenden, sich weiternden Geist. Greller Sonnenglanz auf dunkle Nacht würde das Auge blenden; in der Morgendämmerung lernt es das Sehen. Die Morgendämmerung für den unsterblichen Geist, die Fülle des einen und ewigen Geistes zu begreifen, ist die Zeit seines Seins in der Körperhülle. So vermessen es ist, die hier gesetzten Schranken vor der Zeit überschreiten zu wollen, was nimmer gelingen wird, so kleinlich kurzsichtig ist es, mit ihnen den Geist wachsen, verkümmern und vergehen zu lassen. Strebst du hier, du strebst auch nach dem Grabe weiter; weilst du hier, du wirst auch dort weilen, alles aber in so viel erweiterten Kreisen, als der Abstand vom erregenden ersten Punkte beträgt, den die Geburt zum Dasein ausmacht. Das einmal Gewordene geht niemals wieder verloren; es wird sich in der Gestaltung ändern, im Aendern sich umsetzen; es wird durch neue Bedingungen des Seins in Neuem erscheinen, gezwungen das Alte ablegen, diesem Alten verschwinden, nur dem Gleichgearteten als das neu gewordene Alte ersichtlich sein; aber immer ist es dasselbe einmal im Mutterschoß Gewordene, das bleibende, wirkende, stets Neues aus sich heraus gebärende und darum ewige Leben in der Gesamtheit wie in dem Einzelnen. Dieses Leben ist der Geist; der ewige Geist ist das ewige Leben.

> Schlüssel liegen im Buche zerstreut, das Rätsel zu lösen;
> Denn der prophetische Geist ruft den Verständigen an.
> Jene nenn ich die Klügsten, die leicht sich vom Tage belehren
> Lassen; es bringt wohl der Tag Rätsel und Lösung zugleich.

E Schn

Zinzendorf und seine Nachwirkung in der Gegenwart

6. Die mährische Kirche

Die Zahl der verschiedenartigen Antriebe, die sich in Zinzendorfs Wirksamkeit kreuzen und zu einem widerspruchsvollen Ganzen verbinden, muß noch um einen vermehrt werden. Als das greifbarste Ergebnis seiner Lebensarbeit steht schließlich die mährische Kirche, die Brüder-Unität oder Herrnhuter Brüdergemeine da. Die Geschichte dieser neuen Kirchenbildung auf protestantischem Boden soll uns hier nur so weit beschäftigen, als sie auf die Anschauung und Thätigkeit des Grafen selbst rückwirkenden Einfluß geübt hat.

Im Jahre 1457 trennte sich, nach längern, übrigens freundlichen Verhandlungen mit dem Erzbischof von Prag, eine kleine Schar von Männern von der katholischen (utraquistischen) Kirche Böhmens. Sie sammelten ihre Anhänger unter dem Namen der Brüder des Gesetzes Christi in eignen Gemeinden und erfuhren trotz bald einbrechender Verfolgungen eine solche Ver-

mehrung, daß ihre Zahl am Ende des Jahrhunderts sich in Böhmen und Mähren auf weit über 100 000 Seelen belief. Schon in ihrem Namen geben sie sich als den Niederschlag der von Hus ausgegangenen Bewegung zu erkennen. Denn für diesen, ebenso wie für seinen Lehrer Wiklif, war das Gesetz Christi der entscheidende Maßstab für die erstrebte Reformation der Kirche gewesen. Es genügt aber noch nicht, diesen unmittelbaren Zusammenhang festzustellen. In der ganzen zweiten Hälfte des Mittelalters treten Bestrebungen gleicher Art hervor. Franz von Assisi, der genialste und zugleich frömmste aller Ordensstifter, hat ihnen ihr Leitwort vorgeschrieben. Das Gesetz Christi ist das Evangelium, oder genauer: die Vorschriften der Bergpredigt sind der knappe Ausdruck der frohen Botschaft, die Jesus gebracht. Denn man würde weit fehlgehen, wenn man unter diesen Vorschriften eine gesetzliche Frömmigkeit im Sinne eines trübseligen Joches anempfohlen dächte. Das Gesetz Christi im Sinne des heiligen Franz ist vielmehr gemeint als die Macht der Befreiung und Erlösung. Denn Entsagung und Versöhnlichkeit, in der Nachfolge Jesu geübt, entledigen die Seele von allem Druck, mit dem die zerstörende Lust der Welt oder die verbitternde Feindschaft der Menschen sie belastet.

Nach zwei Richtungen hin kommen diese Grundsätze (Matth. 5—7 und 10) zur Anwendung. Franz, der Katholik, will mit den Mitteln katholischer Frömmigkeit die Scheidewand aufheben, welche die Laienkirche von der Mönchskirche trennt. Er sendet seine Bußprediger aus: die Welt soll zum Kloster werden. Sie sollen Hausstand und Gewerbe nicht verlassen. Aber von einem Netz einschränkender, weltflüchtiger Gedanken sollen sie ihr Leben umgeben lassen. In der Welt lebend sollen sie zugleich nach dem Ideal der Weltentsagung streben. Bald jedoch wenden sich dieselben Gedanken auch gegen die bestehende Kirche. Der reiche Klerus soll zur Armut Christi und seiner Apostel zurückkehren. Das neue Evangelium muß auch von Papst und Bischöfen angenommen und durchgeführt werden. Wilde Bewegungen, die sich durch zwei Jahrhunderte hinziehen, haben an dieser Forderung ihren Ausgangspunkt. In Böhmen kommen sie bei den Brüdern des Gesetzes Christi zu ruhigem Bestand, etwa wie späterhin in den Kreisen der Mennoniten die Windstille auf die Stürme der Wiedertäufer folgt.

Damit ist nun der Charakter der Brüder zum voraus gekennzeichnet. Der nationale Gedanke, wie er in Hus zugleich lebendig war, redet in diesen stillen Gemeinden nicht mehr mit. Von der Kirche hat man sich getrennt. Bemühungen um eine Reformation der rettungslos verweltlichten treten darum nicht mehr hervor. Man ist nur noch mit sich selbst beschäftigt. Ursprünglich galten Ackerbau und Handwerk als die einzigen erlaubten Thätigkeiten zum Lebensunterhalt. Später erkämpft eine liberale, d. i. weltförmigere Partei auch für einige andre Gewerbe das Heimatsrecht in den Gemeinden. Aber alles, was weltlicher Freude dient, Musik und Malerei, Kunst und Wissenschaft, bleibt immer durchaus verpönt, während der Staatsdienst in jeder Form, in Krieg und Frieden, wenigstens mit Mißtrauen angesehen wird. Die Brüder waren katholische Christen. Sie konnten als solche eines „geweihten" Klerus zur Sakramentspendung nicht entbehren. Daher wurde für einen der Ihrigen die bischöfliche Weihe bei den Waldensern nachgesucht und erhalten. Auch bei den Priestern zeigten sich „weltliche" Neigungen. Die gesetzliche Forderung der Ehelosigkeit wurde ermäßigt, aber im Prinzip hielt man an ihr fest. Dem Charakter der Gemeinden entsprechend lag dem Priester besonders eine strenge und möglichst ins einzelne eingehende Verwaltung des Bußsakraments ob. Aber je mehr die Einzelforderungen des Gesetzes Christi das Leben aller umspannen sollten, um so mehr Beamte werden zur Ausführung der steten Aufsicht und peinlichen Kirchenzucht nötig. Zum eigentlichen Klerus treten daher in verschiedenen Aufsichtsbehörden, männlichen und weiblichen Geschlechts, Laienbeamte hinzu.

So erhielten sich die Gemeinden bis ins sechzehnte Jahrhundert. Da brachte das Auftreten Luthers auch in diese Kreise neue Gährung. Freundliche Verbindungen mit den Wittenbergern ebenso wie mit den Schweizern wurden ange-

knüpft. Aber die Brüder waren nicht gesonnen, ihre Selbständigkeit aufzugeben. Das um so weniger, als die neue Reformpartei in der Kirche offenbar nicht der gleichen Losung folgte, wie die Stillen in Böhmen. Im Gegensatz gegen den päpstlichen Katholizismus war man einig, aber mit den Gedanken des mönchischen hatte nur Luther gebrochen, nicht die Böhmen. Von hier aus wird es verständlich, daß sich in der Folgezeit weit mehr freiwillige Berührungen mit Calvinisten, als mit Lutheranern finden. Denn Genf, die weithinleuchtende Metropole „evangelischer" Kirchenzucht, mußte naturgemäß eine größere Anziehungskraft auf die Brüder üben, als das in ihren Augen zu weltfrohe Wittenberg. Die Not der Zeit schlang dennoch einigende Bande um Lutheraner und Brüder in Böhmen. Aber zu spät. Die Gegenreformation zersprengte im dreißigjährigen Kriege die Gemeinden. So weit ihre Glieder nicht zum Katholizismus zurückkehrten oder nach Polen auswanderten, fristeten sie unter steten Gefahren in vollster Zurückgezogenheit ihr Leben in der alten Heimat.

Wie mußten die Nachkommen dieser Verfolgten, von langem Druck befreit, aufatmen, als ihnen — den ersten fast ohne Wissen des Grafen — auf den Gütern Zinzendorfs bei Berthelsdorf sich eine neue Zufluchtsstätte aufthat! Von den ersten Ansiedlern angezogen, folgten allmählich (1722—33) so viele Familien, daß sich um den Hutberg eine ansehnliche Gemeinde bildete: Herrnhut. Zinzendorf hat sie nicht angelockt. Aber wer sieht nicht, daß sie doch wie gerufen kamen? Wie man es nehmen will: hier war ein Magnet, der die unklar schweifenden Gedanken des jugendlichen Grafen dauernd zu fesseln vermochte, oder hier ein wildes Reis, an dem er versuchen konnte, seine schon anderwärts erprobte religiöse Gärtnerkunst zu üben, oder vielleicht auch ein kraftvoller Stamm, aus dem er hoffen durfte, ein weitverzweigtes Geäst christlicher Thätigkeit hervorzutreiben. Denn der Graf hat von der ersten Zusammenkunft mit den „Mähren" an die neue Niederlassung nicht mit den nüchternen Augen des Gutsherrn angesehen, sondern mit dem prophetischen Seherblick des Gemeindestifters. Und diese Stimmung übertrug sich alsbald auf seine Umgebung. Als am 12. Mai 1724 der Grundstein zu einem Versammlungshause gelegt wurde, sprach Zinzendorfs Freund, Friedrich von Watteville, ein Gebet, nach dem die Gräfin äußerte: „Sie haben viel versprochen; trifft nur die Hälfte zu, so ists weit über unsre Erwartungen." Und der Graf bestätigt, lebenslang dergleichen nicht gehört zu haben. Man sieht, hier ist Uebernatürliches im Werk.

Aber Zinzendorf sollte es bald erfahren: Wer einen Turm bauen will, muß die Kosten zuvor überschlagen. Er war Patron der lutherischen Pfarrei Berthelsdorf. Duldete er die Ansiedlung der Fremden auf seinen Gütern, so mußte ein klares Verhältnis zwischen der neuen und der alten Gemeinde, zwischen den Brüdern und dem lutherischen Pfarramt hergestellt werden. Höchst einfach dachte sich Zinzendorf die Lösung dieser Aufgabe. Wie er selbst fest in dem Boden seiner angestammten Kirche zu wurzeln meinte, so mutete er auch den neuen Ankömmlingen zu, sich in das bestehende lutherische Kirchspiel einpfarren zu lassen. Herrnhut soll eine lutherische Gemeinde sein. Und in der That, die Einwandrer lassen sich auf das Augsburgische Bekenntnis verpflichten.

Aber wir wissen, wie Zinzendorf so gern alle unklaren, unruhigen Gemüter selig gewußt hätte. Sektirern und Separatisten aller Art hatte in Dresden seine freireligiöse Thätigkeit gegolten. Es ist verständlich, daß Leute solchen Schlages sich bald auch in Herrnhut, diesem neuen theologisch-philosophischen Hospital, einfinden. Die Folge ist, daß die neue Gemeinde nichts weniger als den Eindruck macht, über ihre kirchliche Zugehörigkeit im klaren zu sein. Aber die einzelnen Separatisten ließen sich eben als Einzelne doch in Schranken halten.

Schlimmer mußte es um den Kern der Gemeinde, die eingewanderten „Brüder," stehen. Sie waren ihrer religiösen Herkunft nach nichts weniger als Lutheraner. Nun werden sie nicht etwa als Schutzsuchende aus Barmherzigkeit aufgenommen, sondern aus allem, was sie an ihrem neuen Patron sehen und hören, geht hervor, daß er sie als Leute achtet, die irgendwie

zu etwas Großem berufen sind. Dazu wird ihnen gar keine Zeit gegönnt, sich mit Ruhe in ihr neues Luthertum einzuleben. Vielmehr allerhand religiöse Sondermeinungen stürmen auf ihr Gemüt ein. Was Wunder, daß auch sie sich darauf besinnen, daß sie etwas Besonderes sind. Sind ihre Väter nicht die verfolgten „Brüder" gewesen, lange ehe die Welt von Lutheranern etwas wußte? Und nun sollen sie sich ohne Vorbehalt der lutherischen Pfarrei anschließen, dem lutherischen Pfarramt unterwerfen? Begreiflich genug, daß sie sich auf irgend ein Merkmal besinnen, an dem sie sich von jeder andern kirchlichen Gemeinschaft zu unterscheiden vermögen. Und ebenso begreiflich, daß dies Merkmal nicht etwas für sie Gleichgiltiges, sondern etwas Wesentliches, einen alle andern überragenden Vorzug bedeuten wird. In der Klarheit oder Tiefe religiöser Erkenntnis kann dieser gesuchte Vorzug nicht bestehen. Zu anmaßend doch wäre es gewesen, den alten Böhmen eine hellere Erkenntnis des Evangeliums nachzurühmen, als sie Luthern aufgegangen war. Aber dunkle Erinnerungen an ihre alte Verfassung und Zucht tauchen im Kreise der Eingewanderten auf. Daran meinen sie — durchgängig Bekehrte, die von Gott selbst zusammengebracht sind — den ausreichenden Rechtstitel zur Trennung von der Berthelsdorfer Kirche zu haben. Sie weigern sich, die dortigen Gottesdienste zu besuchen, und leisten dem Pastor Rothe offenen Widerstand. Da greift Zinzendorf vermittelnd ein. Er übernimmt „als nicht ordinirter Studiosus oder Katechet" die Seelsorge in Herrnhut, erläßt ein Statut, in dem der weltflüchtige Charakter der Gemeinde gewährleistet wird, und willigt in die Wahl von Laienältesten. Dabei aber soll die Verbindung mit Berthelsdorf aufrecht erhalten bleiben. Es ist klar, daß es nun darauf ankommt, worauf der größere Nachdruck gelegt wird: auf die Zugehörigkeit zum lutherischen Kirchspiel oder auf die besonders wertgeschätzten Einrichtungen in Herrnhut. Denn da die „innerlichen Verbindungen" oder „Verfassungen der Brüder" bereits den möglichen Rechtsgrund zu einer Kirchentrennung abgegeben haben, so können diese beschwichtigenden Schritte des Grafen nicht als die endgiltige Lösung der Schwierigkeit angesehen werden. Je mehr in den Jahren 1727—31 die Gelüste der Mähren auf Herstellung eines selbständigen Kirchenwesens sich der Unterordnung unter Berthelsdorf widersetzen, um so mehr schlägt dem Grafen sein „lutherisches" Gewissen. Er ringt nach Klarheit, aber er kann zu keinem Entschluß gelangen. Da wird am 7. Januar 1731 die Entscheidung durch das Los herbeigeführt. Auf den einen Zettel war die Stelle 1. Kor. 9, 21 („werdet ohne Gesetz"), auf den andern 2. Thessal. 2, 15 („haltet an den Satzungen") geschrieben. Jener sollte für Zinzendorf, d. h. für den bedingungslos „lutherischen" Charakter der neuen Gemeinde, dieser für die Mähren, d. h. für die Aufrechterhaltung der besondern Verfassung und Zucht entscheiden. Der vierjährige Sohn des Grafen zog das Los für die Brüder gegen den Vater. Gott hatte gesprochen.

Zinzendorf mußte sich fügen. Aber war damit wirklich eine durchsichtige, klare Lage geschaffen? Jeder von den beiden Teilen verstand die Entscheidung doch in seinem Sinne. Die Mähren hatten nun ein göttliches Recht zur eignen Kirchengründung erlangt. Der Graf aber meinte nur, das bisherige unklare Nebeneinander aufrecht erhalten zu müssen. So war der Streit für Zinzendorfs Leben verewigt. Die Mähren haben schließlich gesiegt, indem sie die Zeit seiner Abwesenheit in Amerika (1742) dazu benutzten, bei den Regierungen von England, Preußen, Sachsen die Anerkennung ihrer selbständigen Kirchenbildung durchzusetzen. Zinzendorf selbst war auch nicht in der Lage, sich dem mit voller Bestimmtheit zu widersetzen. Denn die Entscheidung durch das Los galt ihm wirklich als unmittelbar göttlicher Urteilsspruch. Sein Plan (Gemeinde in der lutherischen Kirche) ist „vom Haupt der Kirche selbst schlechterdings durchschnitten worden"; „durch seine Allmachtshand sind die Brüder zur alten Religion restituirt worden." Die Wiederherstellung der Brüderkirche ist „ein von Christus ungesucht aufgetragenes Geschäft." Es kann demgemäß nicht wunder nehmen, wenn er sich in den überschwänglichsten Reden über die neue mährische Kirche ergeht. Sie ist nicht nur die

„erste und älteste der protestantischen Kirchen," sondern ihre Verfassung rührt gar aus der griechischen Kirche her, „von der sie eigentlich herkommt, indem sie mit der römischen nie ordentlich und völlig vereinbart worden." Das heißt, der Ursprung der Böhmischen Brüder wird aller Geschichte zum Trotz in die Zeit vor der griechisch-römischen Kirchentrennung zurückverlegt, sie ist „eine heilige, bischöfliche, ja apostolische Kirche, die der protestantischen Religion in der Richtung der Lehre nichts nachgiebt, in der Kirchenzucht aber weit vorgeht und der Zeit nach viel älter ist als sie." Diese Schätzung ihrer Vergangenheit giebt den Grund ab für die Erwartungen, die er für ihre Zukunft hegt:

Weil des Heilands Zukunft immer näher kommt und es dem Heiland nicht mehr gelegen ist, daß die Sachen den alten langsamen Gang gehen, sondern weil er laufen will mit seinem Evangelium, so hat er zu aller Welt [auch Zinzendorfs] Erstaunen auf einmal aus seinem allmächtigen göttlichen Plan ein Haus hingestellt in Europa, daran kein Mensch gedacht hatte, und das war das mährische Kirchenhaus.

Also die mährische Kirche ist die Kirche der letzten Zeit. Höher kann das Werturteil über eine irdische Kirchengemeinschaft sich nicht versteigen. Aber diese und ähnliche Aussprüche sind doch nur der halberzwungene Ausdruck gelegentlicher Stimmungen. Deutlich ist freilich, daß Zinzendorf das Schicksal des Zauberlehrlings in vollstem Maße erfahren hat. Sein übernatürlich-begeistertes Entgegenkommen hat die übertriebene Selbstschätzung der Mähren hervorgerufen. Der unausbleiblichen Folgen dieser letztern sich zu erwehren, hat er nicht vermocht. So wächst der Turm anders, als der Baumeister plante. Aber ganz will er sich doch nicht gefangen geben. Gemeinde und Kirche oder Religion (= Konfession) sollen doch unterschiedene Dinge bleiben. Zinzendorf sucht sich aus der Verwirrung, in die er geraten ist, durch die Erfindung von drei „göttlichen Führungsmethoden" (tropoi paideias) herauszuhelfen. Innerhalb der Brüderunität sollen drei Typen gleichmäßig gelten: der lutherische, reformirte und mährische. Daß das ein Notbehelf ist, ist deutlich. Denn eigentlich müßte das Verhältnis von Gemeinde und Kirche, wie es sich Zinzendorf denkt, zu gerade entgegengesetzten Bestimmungen führen. Zur mährischen Kirche müßte der Mann der Jüngergemeinden sich genau ebenso gleichgiltig verhalten, wie zur lutherischen oder reformirten. In allen dreien müßten die Gemeinden angesiedelt werden. Hier aber werden nun umgekehrt alle drei Kirchen in der einen Gemeinde beherbergt. Was ist nun Kirche? und was Gemeinde?

Wir gehen dieser Verwirrung nicht weiter nach. Jedenfalls ist die neue Kirchenbildung nicht berufen, vollen Ersatz für Zinzendorfs Gemeinden zu bieten. D. h. Zinzendorf ist nicht der absichtliche Gründer der kirchenpolitisch selbständig gewordenen Herrnhuter Brüderkirche. Und er hat wohl gewußt, warum er sich dieser Zumutung entzog. Nicht nur, daß der aufgeklärte Mann das Verdammungsurteil doch nicht über die Lippen bringt, welches jedes wahre Sektenhaupt für alle andern Kirchen stets in Bereitschaft hat. Er hat noch einen andern Grund, den „Schein der Apostasie" (des Abfalls) zu meiden. „Wir müssen in dem Hause, darinnen uns Gott berufen hat (d. i. in der lutherischen Kirche), um die Seelen retten zu helfen, so lange stützen, bis daß das Haus einfallen kann, ohne eine Seele zu erschlagen." Zinzendorf sieht sehr wohl ein, daß die kirchenpolitische Abgeschlossenheit in der kleinen Sekte das Ende seines weitreichenden Einflusses auf die evangelischen Kirchen bedeuten würde. Darum erhält er sich und seine Gemeinden in einer unklaren Schwebe zwischen Selbständigkeit und Unterordnung unter die bestehenden Kirchen.

Aber für eben diese Gemeinden, zu deren „idealer" Anschauung wir zurückkehren, hat das Zusammentreffen mit den Böhmischen Brüdern weitere Folgen gehabt, an denen wir nicht stillschweigend vorübergehen dürfen. Zinzendorf hat die Verfassungsgedanken der Mähren zu einem wesentlichen Bestandteil seiner Gemeinden werden lassen. Und hier erst vollendet sich das klösterliche Bild, das wir von ihnen schon auf andern Wegen gewonnen haben.

Wo keine Aeltesten sind und alle Aemter in der Person des Lehrers zusammenlaufen, da sind keine Gemeinen. Wenn nur vier Seelen ver-

bunden sind, sehen die Gaben an und setzen einen jeden dazu [d. i. in sein Amt ein], so ist eine Gemeine.

Zinzendorf also erkennt erst da eine Gemeinde an, wo sich neben dem Lehrer noch andre Laienbeamten finden. Sein Eventualtestament nennt als solche: Vorsteher und General-Aelteste, Aelteste, Helfer, Diener, Aufseher, Ermahner, Krankenwärter, Almosenpfleger. Zahl und Namen werden ja wechseln, die Sache aber ist wesentlich. Und wozu ist sie da? Zinzendorf will von Kirchenzucht im Sinne von kirchlicher Strafgewalt nichts wissen. Das giebt eine „Baumschule für Heuchler.“ Aber eine „freundlich generose Erziehung,“ eine freie Pädagogie oder genauer Psychagogie (Seelenführung) soll durch diese Mittel erreicht werden.

Ein Ermahner muß das Geheimnis verstehen, wie man ein Gemüt, das des Heilandes ist, sogleich übermannen kann, daß es sich in Liebe gefangen giebt, damit Gnade und Treue unzertrennlich beisammen bleibe und kein Vergehen vorkomme, das nicht dem Evangelio zur Ehre ausschlage.

Nicht strafend, sondern vorbeugend oder erzieherisch-leitend sollen diese Beamten auf die Gemeindeglieder einwirken. Und in welchem Umfang wird nun diese apostolische Verfassung, die einer wahren Gemeinde Christi ebenso wesentlich ist wie die Verkündigung des Evangeliums, durchgeführt? Jede Gemeinde zerfällt in eine Anzahl von „Chören“: Witwer, Witwen, Eheleute, ledige Brüder und Schwestern bis herab zu den Kindern. Jedem dieser Chöre werden besondere Beamten vorgesetzt, denen die Leitung der zugehörigen Seelen anvertraut wird. Alle Geheimnisse des Seelenzustandes müssen in regelmäßigem „Sprechen“ diesen Leitern mitgeteilt werden, die dadurch einen vollen Einblick in die jeweilige Stimmung ihrer Schutzbefohlenen erlangen. Aber diese Geheimnisse bleiben nicht in der Brust dieser Beichtväter ruhen, sondern wandern von da aus weiter zu den Aeltesten bis hin zum „Generalältesten“ aller Gemeinden. Denn diesem sollten alle Brüder und Schwestern dem Herzen nach bekannt sein.*) Man mag ein solches System noch so liebenswürdig deuten und leiten; daß hier der christlichen Freiheit ihr Grab gegraben ist, wird niemand bezweifeln. Daß aber Zinzendorf sich in diesen Beziehungen den Ansprüchen der Mähren vollständig gefügt hat, ist nur aus der weitreichenden katholischen Wahlverwandtschaft, die zwischen beiden besteht, verständlich. Die alten Brüder waren gemäß ihrer Herkunft aus dem Mönchtum von vornherein zu einer umfassenden Unterwerfung unter Vorgesetzte geneigt. Zinzendorfs liturgische Neigungen aber lassen den Sinn für selbständige religiös-sittliche Charakterentwicklung in ihm gar nicht aufkommen. Luthers Glaube unterwarf sich der göttlichen Hoheit Christi, um gerade in dieser That der Freiheit die volle Reife männlicher Selbständigkeit zu erlangen. Zinzendorfs Umgang mit dem Heiland endigt in der bräutlichen Schmiegsamkeit der Seele. Denn er hat ausdrücklich erklärt, daß in ihrer Bestimmung für Christus alle Seelen weiblichen Geschlechts seien, und dieser der einzige Mann. Eine solche Frömmigkeit wird nicht abgeneigt sein, auch sonst sich fremder Leitung zu überlassen. Und Zinzendorf hat das bewiesen, nicht nur indem er seine Anhänger den Gemeindebeamten unterwarf, sondern ebenso indem er selbst bei all seiner geistigen Ueberlegenheit sich von seinen Herrnhuter Ansiedlern leiten ließ.

Sie sind das Verhängnis seines Lebens geworden. Von bedenklichen Charaktereigenschaften des Grafen, von den frömmsten seiner Zeitgenossen, Bengel und Oetinger, beobachtet, soll hier geschwiegen werden. Aber unter dem Druck, den jene Mähren auf ihn ausübten, ist die Vielgeschäftigkeit des Grafen bis zur Krankhaftigkeit ausgewachsen. Freilich schon in seinem Sokrates hatte er erklärt:

Besser hundert vergebliche als keine Unternehmungen für die Ehre Christi.

Mit der besonnenen Ruhe christlicher Berufsarbeit ist dieser Grundsatz unverträglich. Aber auch das Ziel religiöser Aufklärung, das der Graf mit so vielversprechendem Anlauf ins Auge gefaßt hatte, konnte bei einer solchen mit Bewußtsein erstrebten Kraftzersplitterung nicht verfolgt werden. Und nun wächst ihm die neue Kirche wider Willen heran. Ist es denn irgend glaublich, daß er gemeint haben sollte, bei diesen Ansiedlern mehr Verständnis für seine bei Luther gewonnenen Anschauungen zu finden, als unter den „Gebildeten“ von seinen Glaubensgenossen? Aber nicht nur werden nun Zinzendorfs theologische Erkenntnisse fruchtlos in Gemeinden ausgestreut, die, wie deren Schicksal bis auf diesen Tag beweist, gar keinen Sinn für dergleichen Dinge besaßen, sondern die neue Kirche, die der Graf nicht will und der er doch angehört, verwickelt ihn in eine Reihe von litterarischen Kämpfen, deren Erfolglosigkeit von vornherein feststehen mußte. Denn er muß ja mit halbem Herzen verteidigen, was er zur andern Hälfte selbst verwirft. Unklar wie seine eigne kirchenpolitische Stellung müssen auch seine Streitschriften werden. Auch alles Gute, was er aus dem Schacht seiner Erkenntnis zu Tage fördert, muß nun der gleichen Verdammnis anheimfallen, wie die neue Schöpfung, die den Gegnern mit vollstem Recht verdächtig war. Dazu: dem Grafen fehlt nun vollends die Zeit, in sich selbst zu weiterer Klarheit auszureifen, fehlt, unter dem überwältigenden Eindruck, den seine Bekehrten katholischer Herkunft auf ihn üben, durchaus das Bedürfnis, seinen lutherischen Kopf mit dem mönchischen Herzen auszugleichen.

Und endlich: die Mähren wollen beschäftigt sein. Von Anfang an ist man darauf gerichtet, „etwas für den Heiland auszurichten.“ Man bedenke wohl, es sind Verfolgte, die in einem evangelischen Lande eine neue Heimstätte gefunden haben. Aber unter ihren Führern entdeckt man nichts von der Einsicht, daß ihre erste christliche Aufgabe sein muß, nun in Dankbarkeit gegen die neue Heimat ihrer freien Glaubensübung froh zu werden. Sie sind nicht die einzigen gewesen, die in jenen Zeiten jesuitischem Verfolgungseifer haben weichen müssen. Aber sind die vertriebenen Salzburger, sind die französischen Emigranten darum schlechtere Christen gewesen als diese Herrnhuter, weil man in christlichen Kreisen nicht so viel von ihnen zu reden hatte? Wie viele von jenen haben auf märkischem Sande um ihre schöne Heimat geweint, aber zugleich all ihre Kraft, und wahrlich nicht vergebens, dem neuen Vaterlande zur Verfügung gestellt! Dem irdischen Vaterlande. Zinzendorf aber hat von 1729 an sich vollends von der „eminenten Befähigung“ seiner Mähren zur Reichsgottesarbeit überführen lassen. Wieder werden uns übernatürliche Gesichtspunkte vorgeführt. Eine göttliche Geschichtsleitung soll jenen Männern den Stempel des Emigrantentums aufgeprägt, sie zu „Wanderern der Erde“ bestimmt haben. In der Schule des Grafen lernen sie diesen Wandertrieb in den Dienst der „Reichsgottesaufgaben“ stellen. Zinzendorf wandelt, wie uns versichert wird, das Schicksal der Emigration in die That der Heidenmission. An dieser That selbst will ich hier nicht die leiseste Kritik üben. Wohl aber ist ein protestantisches Gewissen verpflichtet, das an den Gesichtspunkten zu thun, unter denen sie hier vorgeführt und allerdings von Zinzendorf und seinen Anhängern auch durchgeführt worden ist. In dem Augenblick sinkt die Arbeit der Heidenmission auf die Stufe katholischer Werke herab, in welchem sie als eine eigentliche Reichsgottesarbeit — das ist ein häßliches Wort, aber es ist herkömmlich — irgend einer andern christlichen Thätigkeit vorgezogen wird. Das aber ist geschehen. Wir wissen ja von den Jüngern und Streitern, die uns jetzt in Gestalt der mährischen Wandrer vollends deutlich vor Augen treten, daß sie sich keine Verdienste zu erwerben beabsichtigen. Aber ihre Thätigkeit selber stellt sie dem Herrn näher als jeden andern. Diese also, und nicht die Gesinnung, nicht die Treue, nicht der Glaube, entscheidet hier über den Dienst im Reiche Gottes. Menschlich geredet haben ja freilich die Männer, die ihr Leben unter Gefahren aller Art an eine ungewisse Arbeit in der Ferne wagen, viel eher den Schein voller Christlichkeit für sich, als der schlichte Bürger, der es im Kampf mit den kleinlichen Sorgen des täglichen Lebens verzehrt. Aber christlich, evangelisch sollte unter uns so nicht geredet werden.

So vollendet sich in der unruhigen Wanderlust der Mähren,

*) Dieses Amt ist im Jahre 1741 dem Herrn Jesu übertragen worden. Die Aemtertheorie setzt sich also bis in den Himmel fort. Die Gemeinde hat auch bei Gelegenheit dieser „Fürstenkrönung“ im Namen des neuen Aeltesten eine allgemeine Amnestie für alle erlassen, die sich an ihr versündigt haben. Für alle „bis auf Einen.“

die sie schon im Jahre 1739 über alle Teile Europas und herüber nach Asien, Afrika und Amerika zerstreut hat, das Bild von dem doppelten Christentume, das dem Grafen vorgeschwebt hat. Damals — und nur von dem Damals reden wir*) — war es nicht eine evangelische Missionskirche, die die Heidenmission betrieb, sondern eine klösterliche Genossenschaft evangelischen Namens, die sich in christlichen wie heidnischen Ländern auszubreiten strebte. Denn die Arbeiter oder Streiter oder Jünger thaten ihr Werk an der Seelensache ganz im gleichen Sinne unter den lutherischen Christen Livlands oder den reformirten Hollands wie unter den Heiden von Grönland und Surinam.

S E

Die Fortbildung des kirchlichen Gemeindelebens

Uebersicht: 1. Die Quelle der Not; 2. Die herkömmliche Arbeit der Kirche; 3. Seelsorgegemeinden; 4. Widerspruch

Niemand täuscht sich darüber, daß die kirchliche und religiöse Not des evangelischen Deutschlands nicht so bald zu heben ist. Niemand zweifelt daran, daß die Erfahrungen und Gedanken eines Einzelnen nicht ausreichen, den Weg zu ihrer Ueberwindung anzugeben. Aber eben deshalb ist es Pflicht, einen Meinungsaustausch über diese Frage, ohne Zweifel die wichtigste in dieser fragenreichen Zeit, anzuregen. In dieser bescheidenen Absicht sind die nachfolgenden Zeilen geschrieben. Sie werden denen, die meine anderwärts über diese Frage veröffentlichten Aufsätze gelesen haben, wie ich hoffe, wenigstens zeigen, daß ich nicht müde geworden bin, nach immer größrer Klarheit und immer tieferer Begründung meiner Anschauungen zu ringen.

1. Die Quelle der Not

Die katholische Kirche des deutschen Reiches mag nach größerer Macht streben, eine kirchliche Not aber, wie sie uns bedrängt, kennt sie nicht. Daraus folgt, daß wir Evangelischen entweder überhaupt auf dem Irrwege sind, oder daß wir den richtigen Weg nicht mit Entschlossenheit bis zu Ende gehen. Wer von dem Rechte seines evangelischen Glaubens überzeugt ist, der muß das letztre annehmen.

Welchen Weg aber zeigt uns unser evangelischer Glaube? Der Katholik erwartet, daß ihm der Priester durch die Wundermittel seiner Sakramente die Gnade Gottes mitteilen werde. Der Protestant ist darauf angewiesen, dies Vertrauen auf Personen zu setzen, die von Gott geheiligt sind. In der Person Jesu sieht er die Quelle des gottmenschlichen Lebens, das unserm Geschlecht aufgegangen ist. Von Personen, in denen Christus eine Gestalt gewonnen hat, erwartet er daher die Ueberleitung dieses Lebens von Geschlecht zu Geschlecht. Ist überhaupt eine Kirche notwendig, so fordert der Protestant, daß jede Gemeinde gleichsam als eine religiöse Gesamtpersönlichkeit jenes Werk an seiner Seele vollbringe. Natürlich sollen die Christen ihm nicht Christum ersetzen; aber sie sollen in Kraft seines Geistes und seines Lebens ihn zu Christo führen. Wenn nun die evangelische Kirche weder in der katholischen noch in der evangelischen Weise an ihren Gliedern wahrhaft die kirchliche Aufgabe löst, dann muß sie ja ohnmächtig werden.

Es ist bekannt, daß in den beiden ersten Jahrhunderten nach der Reformation der konfessionelle Staat durch die Gesamtheit seiner Lebensordnungen das protestantische Christentum aufrecht erhielt. Es war der einzige Lebensinhalt der evangelischen Christen jener Zeit. Die Einheit des Glaubens war vorhanden, aber in der gebundenen Weise, die dieser Stufe der

*) Alsbald nach des Grafen Tode ist die Brüdergemeinde in „nüchternere“ Bahnen eingelenkt. Freilich Zinzendorfs „Lutherische“ Theologie wich nun einer kaum merklich gefärbten orthodoxen Glaubenslehre. Aber dieser Verlust wurde durch reichen Gewinn aufgewogen. Man redet sonst fast nur von dem Einfluß, den die Brüdergemeine geübt hat. Sie hat aber solchen auch reichlich erfahren. Karl Hase (Kirchengeschichte, 10. Auflage, S. 648) urteilt von ihrer weiteren Entwicklung: „Der Weltgeist ist als Handelsgeist eingezogen.“ Dieser böse Gast barg aber unter seiner groben Hülle den Geist protestantischer Welt- und Lebensanschauung.

Entwicklung des protestantischen Lebens eigen war. Die Persönlichkeit kam nicht zu ihrer vollen Bedeutung, was schon der Umstand beweist, daß die Glaubenslehre wahrhaft schöpferisch aus dem eignen christlichen Charakter kaum von jemand dargestellt ward. Im Pietismus brach ein reicheres persönliches Glaubensleben auf, das in der That auch sofort, in den Brüdergemeinden, gemeindebildend wirkte. Aber dieser erste Versuch war seiner Natur nach nicht imstande, die lutherische Kirche, in der er entstanden war, umzugestalten. Statt der Erneuerung der Kirche durch das Gemeindeprinzip folgte die Aufklärung und unsre idealistische Zeit, die Zeit unsrer großen Dichter und Denker. Sie hat mit bewundernswürdiger Energie die allgemeinen Quellen des religiösen und sittlichen Lebens erschlossen. Aber gemeindebildend wirkte sie nicht. Sie war im wesentlichen ungeschichtlich und darauf gerichtet, den Einzelnen auf sich selbst anzuweisen. Ihr größter Vertreter, Goethe, fand es daher selbstverständlich, zu denen zu gehören, die „weder auf diesem noch auf jenem Berge anbeten.“ Dazu verschwand immer mehr der konfessionelle Staat. Das neue deutsche Reich ist allein auf die sittlichen Ideen des Rechts, der Vaterlandsliebe und der wirtschaftlichen Tüchtigkeit und Bedeutung auch des Geringsten gegründet worden. Die Pflege der Quelle dieser Tugenden, die doch nur im christlichen Glauben zu finden ist, hat es der freien Thätigkeit der kirchlichen Genossenschaften überlassen. Dabei hat zunächst die katholische Kirche sich gut gestanden. Ihre fest geschlossene Priesterschaft war imstande, unabhängig vom Staat sich zu behaupten. Zur Bildung wahrer evangelischer Gemeinden war es nicht gekommen. Die Religion ist eine Lebensmacht, und nur als Macht kann sie ihre Bedeutung behaupten. Uebt diese Macht nicht der Strom eines wahrhaft christlichen Gemeindelebens aus, der die Herzen innerlich gewinnt und gestaltet, dann übt die Hierarchie sie aus in der Gestalt eines äußerlichen Druckes oder Zwanges. Was uns also fehlt, sind festgeschlossene kirchliche Gemeinden, vor deren religiöser und sittlicher Autorität der Einzelne zu seinem Heil sich beugt. Wer ein Herz für unser Volk hat, der fühlt darum in unsrer Zeit den Schmerz, der die Seele Jesu ergriff, als er das Volk sah wie eine zerstreute, hirtenlose Schar.

Unser Unglück ist aber deshalb doppelt groß, weil dies kirchlich heimatlose Volk von Gefahren umgeben ist, wie sie größer kaum zu denken sind. Wirtschaftlich hat eine ganz neue Zeit begonnen. Sie hat die alten sozialen Verbände aufgelöst und auch in dieser Beziehung den einzelnen auf sich selbst angewiesen. In der alten Zeit produzirte man, was das Volk selbst brauchte. Da war das Streben nach dem Erwerb beschränkt. Es ließ Zeit zur Einkehr in das innre Leben, zur Sorge um das Heil der Seele. Seit Deutschland auf den Weltmarkt eingetreten ist, erwirbt man nicht, um zu leben, sondern man lebt, um zu erwerben. Der Handwerksmann ist ein Künstler. Er schafft ein Ganzes. Er bringt in seinem Werke seine Person zum Ausdruck. Seine Arbeit macht ihm den Wert seiner Person fühlbar. Der Arbeiter an der Maschine braucht in sehr vielen Fällen keine besondre Kunstfertigkeit. Für seine Arbeit ist seine Person ohne Bedeutung. Er kann durch jeden andern ersetzt werden. Sein Beruf giebt ihm keine Veranlassung, seine Person in ihrer Eigentümlichkeit zu entfalten. Er bietet ihm also weniger sittliche Förderung dar als der Beruf des Handwerkers. Als Lehrling, Gesell und Meister lebte der Handwerker in der Familie. Dem Lohnarbeiter fehlt die Eingliederung in ein Familienleben, dem er sich unterordnen müßte. Haltlos irrt er umher; er vergiftet oft in seiner Jugend fremdes Familienleben als Aftermieter; und das eigne Herz leidet Schaden. Rasch gründet er seinen Hausstand, der Einsamkeit zu entgehen, und weil er eine wesentliche Besserung seiner Lage nicht zu erwarten hat. In vielen Fällen wird ein ernster sittlicher Gehalt in das eheliche Leben nicht mitgebracht. So sehr das Gefühl sich sträubt, es offen zu sagen, es muß doch gesagt werden: Branntwein und Geschlechtsgenuß bilden in zahlreichen Fällen auch für den Hausvater den Reiz des Lebens. Die Zahl der Kinder und ihre Sterblichkeit ist unnatürlich groß. Die Familie verwittert, sie wird „proletarisirt.“ Sonst boten die Innungen, die auf ihre Ehre hielten, einen

sogar ab und an von ihren katholischen Kollegen übertroffen werden. Nach Schleiermacher hat die Predigt eine Zirkulation des religiösen Gefühls hervorzubringen. Nach Vinet soll sie belehren, nach Stier bekehren, nach Bassermann weder dies noch jenes, sondern erbauen, nach Schweizer belehren, bekehren und erbauen zugleich. Die herkömmliche Meinung ist die, daß sie das Hauptstück im evangelischen Gottesdienste, also noch wichtiger als das Gebet sei. Nach Steinmeyer ist sie der Abendmahlsfeier unterzuordnen und dienstbar zu machen. Klaus Harms aber sagt, wenn auch nur als These: „Die Predigt hat keine göttliche Einsetzung, kein geheiligtes Altertum, hat ihres gleichen nicht im bisherigen Juden- und Heidentum, hat keine Allgemeinheit, entspricht keinem wesentlichen Bedürfnis, hat kein Vermögen, allgemein zu befriedigen, ist an dem Verfall des Christentums nicht unschuldig." Woher all dies Tasten? Woher diese Unsicherheit? Nach meiner Ueberzeugung hat auch sie ihren Grund nur in dem, was überhaupt die Quelle unsrer Ohnmacht ist, in dem Fehlen wirklicher, in der Seelsorge thätiger Gemeinden. Man erwartet von der Predigt, was sie nicht leisten kann und soll. Offenbar ist sie für die Gemeinde da. Sie soll die Gemeinde in bewußter Weise einen in dem gottmenschlichen Leben, das wir Christo danken. Ein frommer Philosoph hat das mit dem Worte bezeichnet: sie soll durch die Gemeindeinnigkeit zur Gottinnigkeit führen. Darum ist alles in ihr ein Mißklang, was nicht die gesamte Gemeinde mit empfinden kann. Das ist ihre Kraft und ihre Schwäche. Ihre Kraft, weil sie eine reichere Fülle des Lebens darbietet, als die Arbeit des Einzelnen an dem Einzelnen darzubieten vermag. Ihre Schwäche, weil sie nicht imstande ist, dem persönlichen Bedürfnis des Einzelnen sich anzupassen, seinen Fehlern in die Schlupfwinkel des Herzens nachzugehen und endlich eine Entscheidung herbeizuführen. Darum hören viele die Predigt, erbauen sich auch an ihr; aber sie bleiben, wie sie waren, oder sie erliegen der Versuchung. Ganze Städte sind ausgezeichnet durch rege Teilnahme an der Predigt; aber die sittliche Besserung schreitet doch nicht fort. Die Seelsorge muß eben den Felsengrund in den Herzen erst zerstören, wenn der befruchtende Regen der Predigt wirklich das neue Leben fördern soll. Nach meiner Meinung täuschen wir Prediger uns nur gar zu leicht über den Erfolg der Predigt. Wenn ich eine Blume aus dem Samen ziehe und sie nun vor meinen Augen sich entfaltet, so hat sie für mich eine größere Bedeutung, als wenn sie erblüht mir dargeboten wird. In mir wächst und entfaltet sich die Predigt im Laufe der Woche. Dem Hörer biete ich sie fertig dar. Sie kann also für ihn unmöglich das sein, was sie mir ist. Das vergessen wir nur gar zu leicht.

Die Feier des heiligen Abendmahls war sonst auch in der evangelischen Kirche durch die Privatbeichte mit einer ernsten seelsorgerischen Arbeit verbunden. Diese ist bekanntlich seit Kaspar Schades Zeit dahingesunken. Sie mochte wohl ihren Zweck nicht mehr erfüllen. Beurteile ich unsre Gemeindemitglieder recht, so suchen sie zumeist in der Feier des heiligen Abendmahls, nur etwas intensiver, dasselbe, was sie in der Predigt suchen. Die innige Vereinigung der Gemeindemitglieder unter einander und mit ihrem Erlöser, die in dieser Feier erreicht werden soll, wird nicht erreicht. Dazu fehlt die notwendige Vorbedingung, das Vorhandensein wirklicher Gemeinden. Die Herrnhuter würden, wie mir einer ihrer Prediger gesagt hat, eher alles sich nehmen lassen als ihre Abendmahlsfeier. Davon sind wir himmelweit entfernt, wie sich schon daraus ergiebt, daß in unsern großen Städten kaum noch 25 Prozent der Gemeindemitglieder an der Feier des heiligen Abendmahls teilnehmen.

Wie sehr zuletzt, vollkommen abgelöst von dem persönlichen Leben der Gemeindemitglieder, die Kirche auf die Vollziehung der kirchlichen Handlungen sich beschränkte, das möge ein Erlebnis deutlich machen, das ich nie vergessen werde. Ich war in eine neue Gemeinde eingetreten und hatte sofort den Konfirmandenunterricht zu beginnen. Meinen Grundsätzen gemäß besuchte ich die Eltern der Kinder. Ich kam zuerst zu einem Kaufmann. Ich teilte ihm den Grund meines Besuches mit. Verwundert sah er mich an und sagte: Das ist doch noch nie

geschehen, so lange unsre Stadt steht. In andern Familien fand ich noch größeres Befremden. Endlich fragte mich eine schlichte Frau, ich sei wohl gekommen, eine Gebühr einzusammeln. So vollständig war sogar der Verkehr der Geistlichen mit den Gemeindemitgliedern und damit der letzte Rest der Seelsorge ausgestorben. Daß unter solchen Umständen das kirchliche Leben vergessen werden mußte, das war ganz natürlich.

Zu diesem Gebrechen kam nun noch ein andres, das sogar die Wirkung der kirchlichen Handlungen immer mehr abschwächen mußte, das aber in seinem verderblichen Einfluß sehr schwer zu erkennen war. Bei der Auflösung aller Gemeindeordnung kam man endlich dahin, jedem Gemeindemitgliede es ganz frei zu stellen, welchen Geistlichen es zur Vollziehung einer kirchlichen Handlung wählen wolle. Gab es zehn Gemeinden mit zusammen dreißig Geistlichen in einer Stadt, so hatte man unter allen dreißig die freie Wahl. Man pries diese Einrichtung als den höchsten Sieg der protestantischen Freiheit. Man beachtete nicht, daß man dabei sehr unfrei sein und vielleicht nur seinen Launen und Liebhabereien folgen und der wahren Wirksamkeit der kirchlichen Handlung sich entziehen konnte. An jenen Wendepunkten des Lebens, bei denen die kirchlichen Handlungen eintreten, wird auch dem Stumpfsinnigen fühlbar, daß über Leben und Tod eine unabänderliche heilige göttliche Ordnung waltet. Diesem Eindrucke sich zu entziehen, da seinen dogmatischen oder ästhetischen Lieblingsneigungen zu folgen, das heißt doch die Kirche zur Abschwächung, nicht als Dolmetscherin dessen zu benutzen, was Gott durch alle Geschicke an unsern Seelen thun will. Das heißt die Kirche um den letzten Rest ihrer Bedeutung und ihres Ernstes bringen, ihre Arbeit zu einem Spiel des Beliebens machen. Ich will hier ein offenes Bekenntnis ablegen. Auch ich bin jung gewesen und habe mich ganz besonders glücklich darin gefühlt, unter Gleichgestimmten von den höchsten Idealen des Lebens zu sprechen. Aber je ernster mein Leben geworden ist, desto ernster habe ich in mir diesem Verhältnis gegenüber das Wort vernommen: Du weißt nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist. Die willkürliche Wahl zersetzt nicht nur die Ordnung der Gemeinde, sondern auch die Wirksamkeit der kirchlichen Handlungen.

Und doch darf sie nicht auf mechanische Weise überwunden werden. Vor allem haben wir Prediger darnach zu ringen, daß unsre dogmatische Richtung und unsre eigentümliche Redeweise von dem religiösen Zwecke der Rede und Handlung beherrscht und aufgesogen werde, damit eben Lieblingsneigungen bei uns keine Befriedigung finden. Sodann müssen wir, ein jeder in seinem Bezirke, so treue Seelsorger sein, daß schon die Dankbarkeit die Gemeindemitglieder zwingt, im Bezirke zu bleiben. Als äußere Maßregel muß ich nach wie vor die für die vollkommen korrekte halten, die in meiner Gemeinde besteht. In ihr ist bestimmt: jeder Geistliche hat der Seelsorge und der kirchlichen Handlungen in seinem Bezirke wahrzunehmen; in andern Bezirken oder Gemeinden von ihm begehrte Handlungen hat er nur dann zu übernehmen, wenn nach seinem gewissenhaften Ermessen seine Arbeit in seinem Bezirke nicht darunter leidet. Die willkürliche Wahl ist zuletzt geradezu zu einem öffentlichen Aergernis geworden. Ich habe diese Zustände in der Protestantischen Kirchenzeitung (Nr. 33, 1885) dargelegt. Zittel (Die evangelischen Kirchengemeinden der größeren Städte. Karlsruhe 1890), von Soden (Und was thut die evangelische Kirche?) Berlin 1890, und Graue (Protestantische Kirchenzeitung Nr. 12 und 13, 1890) gehen in selbständigen und hochbedeutsamen Reformvorschlägen von ähnlichen, zum Teil noch beschämenderen Beobachtungen als die meinen aus. Es ist mir eine große Freude, bei dieser Veranlassung die drei genannten höchst wertvollen Abhandlungen auf das wärmste empfehlen zu können. Aber das Bedürfnis, den beklagenswerten Erfolg der vollkommen willkürlichen Auswahl unter den Predigern festzustellen, ist befriedigt. Es ist nicht nötig, diese größte Schmach der evangelischen Kirche hier noch einmal aufzudecken.

Daß aber die Predigt ohne Gemeinde, die ein bloßes Publikum um sich sammelt, gleichfalls ihre Kraft und Bedeutung verliert, das ist vor Augen. Glücklich die Lehrer, die in ihrem

Religionsunterricht planvoll ihre Kinder erbauen und religiös und sittlich erziehen können. Beklagenswert sind die Prediger, die dem hin- und herflutenden Hörerkreise gegenüber an eine geordnet fortschreitende Arbeit gar nicht denken können. Wie leicht werden sie verführt, künstliche Reizmittel anzuwenden, nicht zu bezeugen, was Gott in ihre Seelen gelegt hat, sondern im doppelten Sinne fremden Feuers sich zu bedienen. Und man denke nur nicht, daß die treuesten und begabtesten Prediger den größten Erfolg haben. Das „Publikum" scheut eine ernste geistige und sittliche Arbeit. Es liebt das Blendende und sucht Befriedigung für seine dogmatischen und ästhetischen Lieblingsneigungen. Prediger selbst, deren sittliche Mängel hinlänglich bekannt waren, haben ihre Anziehungskraft geübt wie Künstler, deren sittliche Gebrechen man übersieht. Es genügt, an das Beispiel des Dresdner Stephan zu erinnern. So beraubt der Mangel eines geordneten Gemeindelebens selbst die kirchliche Handlung, die man für die wichtigste der evangelischen Kirche erklärt, der Kraft, im tiefsten Grunde die Gewissen zu erwecken. Jedenfalls gehört es zu den Ehren der evangelischen Geistlichkeit, daß sie in so vielen ihrer Glieder so treu darnach gerungen hat, das Unmögliche zu erreichen, nämlich durch die Sammlung eines Predigtpublikums in unserm Volke das evangelische Christentum aufrecht zu erhalten. Aber der ungeheure Abfall vom Christentum und die unablässige Vermehrung der sittlichen Not ist die Antwort des evangelischen Volkes auf diese Bemühungen gewesen.

Nach protestantischen Grundsätzen soll das Christentum nicht durch die Zaubermittel priesterlicher Sakramente, sondern durch die lebendige Macht christlicher Persönlichkeiten von Geschlecht zu Geschlecht übergeleitet werden. Die Gemeinden sollen christliche Gesamtpersönlichkeiten sein. Nun offenbart sich aber das persönliche Leben nach Gottes Ordnung nicht bloß durch Worte, sondern auch durch Werke. Wo diese nicht mitreden, da erscheinen die Worte leicht als Spreu, die der Wind verweht. Eine Kirchgemeinde, die an ihren Gliedern keine christliche Liebesthätigkeit übt, gleicht einem Schiffe, das keinen Tiefgang hat. Es ist sinnlos, wenn im Gottesdienst die Gemeindemitglieder als Brüder und Schwestern bezeichnet werden, und wenn sie dann in dem Augenblicke, in dem eins auf die Liebe des andern rechnen muß, einander nichts angehen. Hier zeigt sich am auffallendsten, wie ohnmächtig die Kirche dadurch geworden ist, daß sie kein selbständiges Leben bethätigen konnte. Geholfen mußte werden; da aber die Kirche es nicht that, so fanden in freien Vereinen die sich zusammen, die ein Herz dafür hatten. Für jeden besondern Notstand entstand ein besondrer Verein. Die Vereine machten sich bald Konkurrenz und ermüdeten den Wohlthätigkeitssinn. Um ihn anzuspornen erfand man immer stärkere Reizmittel, Bazare, Schneeballsammlungen, Feste und Lustbarkeiten. Die Not der Armen wurde für ihre Helfer ein Anlaß zu Vergnügungen. Was Wunder, daß die Armen wenig Erhebung der Herzen bei dem Empfang der so zusammengebrachten Gaben empfanden? Die Dankbarkeit, die in sittlicher Anstrengung sich zu erweisen hat, verschwand. An ihre Stelle trat die Begehrlichkeit. Hilft der eine Verein gegen diese, der andre gegen jene Not, stehen vielleicht sogar für dieselbe Not verschiedene Vereine zur Auswahl, so hört jede sittliche Erziehung der Unterstützten auf. Sittlich erziehen können aber die Vereine schon deshalb nicht, weil sie meist nur im einzelnen Notfalle helfen, über das weite Gebiet einer ganzen Stadt sich erstrecken und deshalb unmöglich der Not, um die es sich handelt, auf den Grund sehen können. Willkürlich sind sie entstanden. Niemand hat ihnen einen sittlichen Auftrag gegeben. Eben darum fehlt ihnen die rechte sittliche Kraft und Autorität.

Alle diese Mängel fallen sofort hinweg, nimmt die Kirchgemeinde die Liebesthätigkeit in die Hand. Sie handelt im Namen der höchsten sittlichen Autorität, die es auf Erden giebt. Sie müht sich, den Menschen, ihr Gemeindemitglied, zu retten. Ihre Arbeit ist eine einheitliche. Sie müht sich um die Person und alle ihre Bedürfnisse. In kleinen Gemeinden oder Bezirken organisirt, ist sie sicher, daß niemand die Bedürftigen so genau kennt wie sie. Für jeden bestellt sie einen besondern Helfer, der stetig einzuwirken verpflichtet ist. Er fordert, indem er giebt; und er giebt, indem er fordert. Er ermutigt zugleich durch sein Beispiel. Da kommt der Ernst der christlichen Liebesthätigkeit zur Geltung. Die Unterstützten merken sogleich, daß hier ein andrer Geist waltet. Die Schlechten widerstreben. Sie ziehen aus dem Bezirke fort, um in einem andern, der noch keine kirchliche Liebesthätigkeit übt, wieder die bequemere Hilfe der Vereine zu suchen. Die Bessern aber sind dankbar dafür, daß sie eine feste Stütze finden, und werden dem christlichen Leben wiedergewonnen. Die Geber freuen sich, ihre Gaben in sichere Hände legen zu können, von den Vereinen nicht mehr ausgepreßt zu werden. Sie geben willig, auch ohne Bitte. Aber um Gottes willen bitte ich alle, die diese Zeilen lesen, alles aufzubieten, daß die offizielle Kirche diese Arbeit in die Hand nehme. Selbst die innere Mission, so weit sie einzelne unterstützt, krankt an all den Gebrechen, die der Liebesthätigkeit freier Vereine anhaften. Es fehlt auch ihr die rechte Mission, die der Herr nun einmal ganz ausschließlich seinen Gemeinden übertragen hat. Ihnen hat er die Sorge für die Seinen auf die Seele gelegt, nicht Vereinen, die, wenn sie mächtiger und mächtiger werden, nur die geordnete Kirche sprengen können. Daß die Kirche aber die Armenpflege der bürgerlichen Gemeinde nicht zu stören hat, das versteht für Protestanten sich einfach von selbst. Beide gehen friedlich neben einander, wie Staat und Kirche überhaupt, weil eben jede ihren besondern Zweck hat.

Wir sind mitten hinein gestellt in ein Volksleben, in dem die sozialen Ordnungen durch eine wirtschaftliche Umgestaltung ohne gleichen die Kraft, dem Einzelnen ein Schutz zu sein und ihm die sittliche Selbsterhaltung zu erleichtern, in hohem Maße verloren haben. In dem ruhelosen Strome unsers Volkslebens soll die Kirche die Ruhe der Seelen in Gott aufrecht erhalten. Aber eben das, was unter diesen Verhältnissen ihr nötiger wäre als je, hat sie noch in keiner Weise erreicht, die Bildung wahrer Gemeinden, die dem Einzelnen eine sichere Zuflucht und einen festen Halt bieten, dem Bewußtsein des Volkes aber durch ihr Bestehen schon die Macht und Herrlichkeit des Christentums bezeugen könnten. Ohne die ernste Werktagsarbeit christlicher Liebesthätigkeit ist die Kirche zur bloßen Kultuskirche und die Gemeinden sind zu Personalgemeinden, zu willkürlichen Ansammlungen geworden, die einem Lieblingsprediger zu- und wieder von ihm abfallen. In dem Augenblicke, in dem die Kirche Halt und Sicherheit in das flutende Leben bringen sollte, ist bei uns sie selbst in den Strom der Auflösung mehr noch hineingezogen worden als in den Ländern, in denen sie in Sektengemeinden sich aufgelöst hat. So kann es uns nicht befremden, daß sie ihre Macht verloren hat und den Abfall vom Christentum nicht zu hemmen vermag. E Sulze

Noch einmal: Rembrandt als Erzieher *)

Cum grano! cum grano! cum grano salis! Wie blutwenige verstehens! Man kann nichts sprechen, wo sie nicht gleich meinen, es sei alles buchstäblicher, dicker, blutiger Ernst. Hören die Obertöne nicht; bei einem lebendigen Menschen schwirren ja neben dem Grundton seiner Worte immer noch Obertöne. Daher, mag er pfeffern, so stark er will, es ist nie so schlimm, als es scheint, läßt Luft, Spielraum, hat etwas Unmaßgebliches, etwas Flüssiges, etwas Strahlenstreuendes.

*) Durch die folgende Besprechung soll, was in Nr. 14 über dasselbe Buch gesagt worden ist, nicht aufgehoben werden. Unser Blatt wird gegenüber Schriften, die das christliche Urteil herausfordern, immer eine doppelte Haltung einnehmen können: einmal hütend, daß nicht was christlich oder christentumfreundlich scheint, darum auch schon dafür gehalten und so das wahre Wesen des Christentums verdunkelt werde; das andre mal aufsuchend, anerkennend und hegend alles, was dem Christentum verwandt, was ernst empfunden, gut gemeint, ideal gerichtet ist. Es kommen für den Christen wie im Leben so in der Litteratur immer beide Heilandsworte zur Anwendung: Mark. 9, 40 und Matth. 12, 30. In diesem Falle war es uns Pflicht, ein Buch, das viele bezaubert hat, auf seine innere Stichhaltigkeit strenger zu prüfen. Ich stehe persönlich durchaus zu jenem Artikel in Nr. 14. Aber gleich bei seinem Erscheinen nahm ich mir vor, von den goldnen Worten, die das Buch enthält, etliche noch zur Kenntnis der Leser zu bringen und damit, wo nötig, die Lust zur Bekanntschaft mit ihm zu wecken. So ist mir der oben mitgeteilte Artikel willkommen gewesen. Er zeigt, darin unser Wort in Nr. 14 ergänzend, wie viel Gutes und Anregendes man auch als Christ für sich und andre aus dem Buche nehmen kann. D H

Ohne diese Worte im Sinne, die Vischer seinem „Auch Einer" in den Mund legt, sollte man nicht an dies Buch herangehen. Wir müssen ein Ohr mitbringen für die mitschwirrenden Obertöne, wie der ungenannte Verfasser selbst bei dem Grundton Rembrandt, den er anschlägt, nicht nur Obertöne, sondern volle Akkorde und Tonreihen, aus dem Bereiche der ganzen Welt erklingen hört. Wenn auf „dem Grund der Dinge Musik" liegt — will sagen, das Tiefste sich wohl empfinden, in Kunst und Poesie ausdrücken, aber dem Verstande nicht beweisen läßt —, so ist dies Buch einer musikalischen Phantasie zu vergleichen. Es wendet sich auch an die Phantasie des Menschen. Kalter, zerlegender Verstand weiß nichts damit zu beginnen, bleibt bei Einzelheiten stehen, erregt sich an gewagten Behauptungen und Paradoxen, die doch nur zu Modulationen dienen, um wieder auf das Thema zurückzuführen. Aber das quillt ihm unerschöpflich, soweit er sich auch davon zu entfernen scheint; spricht er ja ungefähr über alles, was den Menschen von heute erfüllt und bewegt, was er fürchtet und hofft, wünscht und verabscheut. Er besitzt einen Mut und eine Keckheit im Angriff, den wir in dieser Form in Deutschland nicht gewohnt sind. Er verläßt sich auf die Wahrheit seines individuellen Empfindens. Mag ein andrer kommen und ihm auf Grund des seinen das Gegenteil vorhalten! Er wird es gelten lassen. Eine Paradoxie ist der andern wert. Er scheint sich oft zu widersprechen. Aber nur, weil er gelegentlich die eine Seite der Wahrheit schroff, bis zur Verneinung der andern empfindet, und bei einer andern Gelegenheit die entgegengesetzte.

Die Angriffe, die er schleudert, sind dem Inhalt nach nicht gerade neu, wohl aber in der Form. Wie das übrige Deutschland über Berliner und preußische Bildung urteilt, kann man alle Tage hören, sobald man etwas weiter westlich, südlich oder nördlich kommt. Die Holsteiner betrachten, selbst wo sie politisch gute Preußen geworden sind, die preußische Bildungsschablone geradezu als Verderber ihrer höhern, ältern Kultur. Bezeichnet man doch in Süd- und Westdeutschland eine gewisse Verquickung politisch konservativer Gesinnung und äußerlicher, zur Schau getragener Frömmigkeit, geradezu als „preußisches Christentum." Auch der Professorenhochmut ist etwas Sprichwörtliches. Es ist zumeist die eigentümliche Beleuchtung, unter die der Anonymus alle seine Behauptungen rückt: Rembrandtische Lichtbrechungen — die uns während der ersten Hälfte mit so atemloser Spannung seinen Ausführungen folgen lassen. Es ist immerhin eine bemerkenswerte Erscheinung, bei der deutschen Abneigung, Bücher zu kaufen, wenn ein Buch, das Mitte Januar erscheint, Mitte März schon die dritte Auflage erlebt. Und ein so formlos geschriebenes Buch, ein Buch, das in einem oder dem andern Punkte wohl den Widerspruch eines jeden Lesers herausfordern wird. Doch wohl ein Zeichen, daß der Verfasser die neuen Triebe, die in unsrer Zeit sich regen, richtig herausgefühlt hat, wenn er (Seite 2) sagt:

> Man ist einigermaßen übersättigt von Induktion, man durstet nach Synthese; die Tage der Objektivität neigen sich wieder einmal zu Ende, und die Subjektivität klopft dafür an die Thüre.

In der Mitte scheint es, als wolle der breite, tiefe Strom wie der Rhein in Holland versanden. Wo der Verfasser sich zu theoretischen Vorschlägen erhebt, wie hier, bleibt er nicht auf seiner Höhe. Preußische Kahlheit mit der Prosa holländischen Wohllebens vertauschen, ist nichts andres, als einen Beelzebub mit dem andern austreiben wollen. Und uns gar belgischen Ueberfluß als Heilmittel empfehlen! Möchten sich nur hohe Mauern auftürmen zwischen unserm Volke und jenen unsittlichen, verrotteten, übertüncht rohen Zuständen. Aber wenn wir uns aus den beliebig konstruirten, stellenweise ungenießbaren Abhandlungen über „Kunstpolitik" heraus gerettet haben, werden wir zum Schluß belohnt durch Gedanken, die uns anmuten wie das Anbrechen eines schönen Morgenrots. Welche Wohlthat ist allein der fröhliche, zuversichtliche Optimismus, von dem man sich getragen fühlt, im Gegensatz zu der im Trüben fischenden, hoffnungslosen Weltanschauung der modernen Kunst und Litteraturerzeugnisse!

Und doch liegt der Reiz der Gedanken mehr in der Art, wie sie vorgetragen werden. Sie sind in hohem Grade das, was der Engländer mit dem unübersetzbaren Wort suggestive bezeichnet. Mit der Wünschelrute unendlicher geistiger Beweglichkeit wird ein Gedanke berührt — und vor uns stehen ganze Gedankenreihen. Freilich zuweilen nur als Wortspiele, als Freude an geistreichen Einfällen, denen man aber gern folgt, wie dem Sprühregen eines Feuerwerkes; denn wer kann so Rakete auf Rakete steigen lassen, ohne seinen Vorrat zu erschöpfen? Und ist dies Zusammenfassen der Gedanken nicht eine Wohlthat auf alle die kalten Wasser der „Zergliederer unsrer Freuden", der zerlegenden Art der Negation, die wir über uns ergehen zu lassen gewohnt sind? Oft gelangt er aber durch scheinbare Spielereien zu den tiefsten Schlüssen und beglückt uns durch eine Fülle reichhaltiger und befruchtender Gedanken.

Weshalb wir aber an dieser Stelle auf das Buch hinweisen, geschieht nicht, um seinen Hauptgedanken hervorzuheben, die Prophezeiung der kommenden künstlerischen, intuitiven — nicht etwa ästhetischen — Weltanschauung, im Gegensatz zur wissenschaftlich spezialisirenden. Das ist und mag an andern Orten geschehen. Aber es scheint ein erfreuliches Zeichen, es kündet uns ein sich anbahnendes Gutes, daß der Verfasser sich so oft auf Christus beruft. Nicht im dogmatischen, kirchlichen Sinne. Vielleicht können wir uns aber doch zu der Höhe des Wortes Christi erheben: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns," und zu der Weitherzigkeit des Apostels Paulus, der sich freute: „Daß nur Christus verkündigt werde allerlei Weise, es geschehe zufallens oder rechter Weise." (Phil. 1, 18.)

Wenn unsre vornehmste litterarische Zeitschrift, die monatliche „Deutsche Rundschau", es ablehnt, Aufsätze aufzunehmen, in denen religiöse Fragen auch nur gestreift werden, so ist es doch gewiß mit Freuden zu begrüßen, wenn wir hier Aeußerungen begegnen wie den folgenden:

> Wo Seele, ist Sittlichkeit. Auf gewisse ewige Wahrheiten wird man dabei stets zurückkommen müssen. Wie eine griechische Statue die menschliche Anatomie aufzeigt, auch ohne daß diese von dem betreffenden Bildhauer im modernen Sinne studirt worden wäre, so enthält echtes Menschentum immer das Christentum, auch wenn dieses nicht in konfessionellem Sinne fixirt ist. Es ist sicher eine Schattenseite an den deutschen litterarischen Klassikern des vorigen und den bildenden Künstlern dieses Jahrhunderts, daß sie der Person Christi gern ausweichen — weil dieselbe damals wie heute vielfach falsch beleuchtet und falsch verehrt wurde. Zwar ist die deutsche Malerei neuerdings wieder etwas religiös geworden; aber es mag dahin gestellt bleiben, ob dies immer aus religiösen Motiven geschah. Christus bleibt Christus, auch wenn man ihn jetzt zu Panoramen und Romanen verarbeitet; hat er die Kreuzigung überstanden, so wird er auch dieses überstehen. . . .
>
> Wer nicht mit herzlicher Liebe über Christus schreibt oder redet, der soll es lieber bleiben lassen; diesem Typus gebührt nicht Hochachtung, ihm gebührt Hingabe. Das Christentum praktisch ins tägliche Leben zu übersetzen, wie es künstlerisch Rembrandt gethan, wird immer eine der Hauptaufgaben des Deutschen bleiben. . . .
>
> Der Schwerpunkt des Christentums liegt in dem persönlichen Charakter, in dem persönlichen Wollen, in der persönlichen Leistung Christi. Auf diesem Boden giebt es keinerlei Differenzen; denn wer wollte oder könnte dem persönlichen Wesen Christi opponiren? . . .
>
> Diejenigen Leute, mag ihre kirchliche oder unkirchliche Stellung sein, wie sie will, welche zu dieser tiefsten Persönlichkeit kein oder ein antipathisches Verhältnis haben, taugen nicht. Sie ist geradezu als ein Prüfstein für den Menschenwert des Einzelnen anzusehn. „Ich bin weit mehr Christ als die, welche mich für einen Heiden verschreien," hat Goethe gesagt. Diese Art von Christentum ist auch dem modernen Menschen zugänglich; und sie ist ihm notwendig. Er wird gut thun, sich offner und öfter dazu zu bekennen, als es der vorsichtige Goethe gethan. Beispiele, auch negative, belehren. Voltaire, der bei manchen guten und sogar edeln Charaktereigenschaften im ganzen doch einem alten Weibe, etwa einer geistreichen, bejahrten und boshaften Marquise des ancien régime glich: eben dieser Voltaire konnte den Namen Christi nicht aussprechen hören, ohne in moralische Krämpfe zu verfallen. . . . (Seite 293).

An einer andern Stelle heißt es:

> In der That begegnen sich deutsche Ehrlichkeit und die christliche Wahrhaftigkeit auf halbem Wege; und der deutschen Treue steht die christliche Liebe wohl an; nur wird sich die christliche Selbstverleugnung in manchen Fällen zu deutscher Selbstbethätigung erweitern müssen. Denn erstere ist, gleichwie Kants kategorischer Imperativ, nicht das Ziel, sondern die Voraussetzung aller Sittlichkeit. Mit dem Worte Christentum geht es wie mit dem Worte Idealität; beide sind so viel mißbraucht worden, daß man sich ihrer kaum bedienen kann, ohne mißverstanden zu werden: dennoch bleiben diese Mächte, was sie sind. (Seite 295).

In Bezug auf religiöse Malerei heißt es Seite 44:

> Rembrandt und Shakespeare haben das mit der Sonne und dem Geiste gemein, daß sie auch das Geringste vergolden, verklären, adeln. Hier kann sich der Künstler von heute seine Weihe holen; hier kann er den Ritter-

schlag des Geistes empfangen, dann wird er dem schleichenden Dämon der Trivialität entrinnen. Die Gestalten, die der Künstler schafft, müssen in einem höhern Licht erstrahlen; dadurch werden sie vornehm. Selbst denjenigen neuern deutschen Malern, welche Besseres anstreben, fehlt es darin noch recht sehr; sie wollen natürlich sein und werden trivial; die zum Abendmahl versammelten Apostel dürfen nicht aussehn wie Packträger, die man in härene Kutten gesteckt hat. Theorie und Praxis, Innen und Außen, Nahes und Fernes berühren sich auch hier: „um eine Privatpost einzurichten, genügt es nicht, daß man einige Dienstmänner in Blusen steckt; es bedarf dazu einer jahrhundertelangen Tradition und amtlichen Autorität," warnte der Reichspostmeister Stephan in einer rein geschäftlichen und praktischen Frage. Auch in der Kunst wird man die jahrhundertelange Tradition der inneren Heiligung und apostolischen Vornehmheit nicht ungestraft außer acht lassen. Die Majestät des Geistes will ihr Recht; und wird es ihr nicht zu teil, so bleibt sie eben unsichtbar. Es ist falsch, Christus in der Auffassung von Strauß oder Renan zu malen; es ist sogar falsch, ihn in der Auffassung des durch die moderne Wissenschaft kritisch gesichteten Neuen Testaments zu malen; es ist allein richtig, ihn in derjenigen Gestalt zu malen, welche sich aus der Lutherischen Bibelübersetzung und katholisch kirchlichen Tradition heraus- und in die deutsche Volksseele hineinprojizirt hat. Der Volksglaube ist hier maßgebend. Und dies Bild ist ein — nach der katholischen Auffassung mehr äußerlich, nach der protestantischen Auffassung mehr innerlich hehres, vornehmes, grandioses; ein Christusbild, welchem letztere Eigenschaften fehlen, bleibt darum trotz aller etwa sonst vorhandenen Vorzüge unwahr und verfehlt. Diejenigen Maler verstehen ihren künstlerischen Vorteil schlecht, welche einen Christus malen, nachdem er das wissenschaftliche Scherbengericht von heute passirt hat; sie stellen nicht ihn dar, sondern einzelne archäologische oder sentimentale Scherben seines Wesens: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir."

Ueber die künstlerische Darstellung übersinnlicher Vorgänge sagt er das Schönste, was sich vielleicht überhaupt darüber sagen läßt (Seite 86):

Besser als Rembrandt hat niemand Geister zu sehen oder darzustellen gewußt; seine Engelsbilder sind an innerer und man möchte sagen spukhafter Wahrheit der Erscheinung nie erreicht worden. Der fühlbare Hauch des Ewigen umweht sie; sie sind Erzeugnisse des doppelten Gesichts; das ist Spiritismus und Spiritualismus, wie er sein soll. Dieser Künstler hat damit ein Wissen und eine Wissenschaft des Jenseits statuirt, welches sogar von rein historischer Art zu nennen ist — insofern er es nämlich verstanden hat, die Vorstellungen des deutschen Volkes vom Reiche des Jenseits in ihrer echten und unverfälschten Gestalt auf die Leinwand zu bringen. Das ist auch Zauber und Beschwörung, wiewohl nicht im spiritistischen Sinne; er hat seine Geister nicht geschaffen, er hat sie nur gesehen. Er zitirt sie. Menschlicher Geist gegenüber himmlischen Geistern ist nie schöner dargestellt worden, als in dem zu Petersburg befindlichen Bilde Rembrandts, welches Abraham gegenüber den drei ihn besuchenden Engeln zeigt; es ist vielleicht das religiöseste Bild, das je gemalt worden ist. Diese Gestalt des Erzvaters ist die einzige im gesamten Bereich der Kunstgeschichte, welche dem Zeus des Phidias ebenbürtig gegenüber steht: ist hier der Gott ganz vermenschlicht, so ist dort der Mensch ganz vergöttlicht; jener winkt Gewährung, diesem wird Gewährung. . . .

Wir müssen es uns versagen, noch mehr Beispiele anzuführen; es sei nur noch mitgeteilt, an welch hohem Maßstabe er Richard Wagners Musik mißt (Seite 259):

Nach dem vielleicht schönsten Spruch des Alten Testaments zeigte sich Gott dem Propheten zuerst im Sturm, dann im Erdbeben und endlich in stillem, sanftem Säuseln; dieses war seine vollendetste Gestalt. Bach hat das letztere Stadium in der Musik erreicht. Wagner hat sich ihm stellenweise genährt, ist aber im ganzen doch künstlerisch wie menschlich bei den erstern beiden stehen geblieben. Er hat alles, nur keine Ruhe; aber das schöne Maß, welches Shakespeare und die Griechen aufweisen, ist ihm versagt. Seine Gefühle sind ekstatisch oder sie zerschmelzen; auf ebener mäßiger Höhe, da wo das eigentlich Gesunde wohnt, halten sie sich nicht; sie sind raffinirt. Shakespeare ist Kaiser, Wagner ist empereur. . . . Shakespeare war im Leben ein munterer Geselle, Wagner war der „Meister". . . . Die beiden Wagner, Fausts Famulus und der große Musiker, haben etwas Gemeinsames, sie gehören als Supplemente zu einander; der geistigen Dürre des einen entspricht die geistige Ueberschwänglichkeit des andern. . . .*)

Diese Anführungen dürften genügen, um den einen oder den andern zu veranlassen, das Buch unbefangen zur Hand zu nehmen und zu hören, was ein Mensch zu sagen hat, „dessen Persönlichkeit in ihrer völligen Ungezwungenheit und Ueberindividualität als ein wirksames Gegengift gegen das deutsche Schulmeistertum erscheint." Dies sein Wort über Rembrandt charakterisirt den Verfasser selbst: „Dieser Mann paßt in keine Schablone, er spottet aller Versuche, ihn auf irgend ein gelehrtes Prokrustesbett zu legen." (Seite 9.)

*) Sätze wie die letzten gehören für mich, ich bekenne es, zu den unverdaulichen des Buchs. Der Verfasser überschlägt sich in seinem Geistreichtum. D H

Und gerade hieraus erklärt sich die große Anziehungskraft des Buches einerseits, wie die lebhafte Abneigung, der es begegnet, ja die strenge Verurteilung, die es erfahren hat. Wäre es weniger persönlich und eigenartig, so würde man sich kühler verhalten. Doch ist es manchem schon eine Wohlthat, einmal einer so stark ausgeprägten und auf sich beruhenden*) Persönlichkeit zu begegnen. Dem schablonenhaften, blasirten, modernen Geschlecht gegenüber darf eine solche schon ihre Auswüchse und Uebertreibungen haben: sie stellt damit nur ein wünschenswertes Gleichgewicht her. C B

Frühlingsheimweh

Die holden Blümlein sprießen
In dieser Maienzeit,
Die Gärten und die Wiesen
Thun an ihr neues Kleid;
Die muntern Vöglein singen:
Glückauf, der Lenz zieht ein,
Und weiche Lüfte dringen
In jede Herzenspein.

Da treibts die Menschenkinder
Hinaus in Feld und Hag —
Nach langem, schwerem Winter,
Nach manchem Trauertag.
Man grüßt einander heiter
Auf grünem Bergeshang
Und zieht waldeinwärts weiter
Mit lautem Sang und Klang.

Nur Einen find ich nimmer,
Dem oft auf stillem Pfad
Im Abendsonnenschimmer
Ich grüßend mich genaht;
Da stand er ganz versunken,
Von Wonne festgebannt,
Und schaute frühlingstrunken
Ins schöne Schwabenland.

Der Sänger wars, der greise,
Dem in der Maienpracht
Stets neue Sangesweise
Im Busen aufgewacht;
Deß Leier hell zum Ruhme
Des Heimatthals erklang,
Der auch der ärmsten Blume
Ihr schlichtes Liedlein sang.

Daß Er fortan uns ferne,
Ich fühls auf Schritt und Tritt;
Die Blumen und die Sterne,
Mich dünkt, sie trauern mit.
Er aber wandelt selig,
Wo ewger Lenz erblüht,
Und stimmt die Harfe fröhlich
Zum Überwinderlied.

Stuttgart Fr Br

Verschiednes

(Frau Charlotte Duncker †) Am 30. April verstarb zu Berlin plötzlich, in Folge eines Herzschlags, unsre sehr geschätzte Mitarbeiterin Charlotte Duncker geb. Gutike, Witwe des Geheimrats Max Duncker, in ihrem einundsiebzigsten Lebensjahre. Die ebenso ehrwürdige wie liebenswürdige Greisin, die in ihrem Witwentum nur widerstrebend wieder zur Feder griff und dann doch mit großer Freudigkeit ihre Kraft in den Dienst unsers Blattes stellte (ihr erster Beitrag war der Artikel gegen „Gustav Freytag über Kaiser Friedrich", Nr. 49 d. v. Jg.), verhieß uns in der jugendlichen Frische, die ihr vergönnt blieb, noch manche schöne Gabe. Eine eingehende Würdigung ihres „Ewigen und Alltäglichen," die für eine der nächsten Nummern schon vorbereitet war, wird nun unser Nachruf für sie werden. R

Zur Besprechung eingesandte Bücher

Im Laufe des April sind uns zur Besprechung folgende Bücher zugeschickt worden:

Wagner-Groben, Jünglingsleben. 2. Aufl. Basel, Missionsbuchhandlung. Preis 20 Pfge.

Rinhart, Im Kampf um die Ueberzeugung. 3 Bände. Dresden, Pierson. 6 Mk.

Eisenlohr, Mein Reich ist nicht von dieser Welt. Karlsruhe, Reiff. 1,50 Mk.

*) Von einem hat er viel: von Friedr. W. Nietzsche. D H

Eisenlohr, Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Ebenda. 1,50 Mk.
Atheismus und Sozialdemokratie. 3. Aufl. Leipzig, Findel. 50 Pfge.
Neue Bahnen. Monatsschrift für die Schule. Gotha, Behrend. 1,25 Mk.
Cremer, Fortdauer der Geistesgaben. Gütersloh, Bertelsmann. 40 Pfge.
Dekoppet, Predigten für Kinder. Ebenda. 3,20 Mk.
Die notwendigsten Verbesserungen der lutherischen Bibelübersetzung. Ebda. 20 Pfge.
Riehm, Liturgische Andachten für die Feste des Kirchenjahres. Wittenberg, Herrosé. Für die Gemeinde 100 Blatt 1,50 Mk., für Kantoren das Exemplar 1,20 Mk.
v. Perfall, Die fromme Witwe. Düsseldorf, Bagel. 5 Mk.
Hildebrandt, Joab. Trauerspiel. Magdeburg, Creutz. Preis?
Stage, Redet mit Jerusalem freundlich. Zwölf Predigten. Berlin, Nauck. 1,50 Mk.
Eucken, Die Lebensanschauungen der großen Denker. Leipzig, Veit und Comp. 10 Mk.
Rogge, Ist der Evangelische Bund ein Friedensstörer? Barmen, H. Klein. 10 Pfge.
Portig, Evangelische Bewegungen in der katholischen Kirche. Bremen, Rößler. 60 Pfge.
Wiese, Der evangelische Religionsunterricht im Lehrplan der höhern Schulen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1 Mk.
Gerok, Trost und Weihe. Reden und Predigten. Stuttgart, Krabbe. 3 Mk.
Mosapp, Karl Gerok. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer. 1 Mk.
Grundemann, Die Entwicklung der evangelischen Mission im letzten Jahrzehnt (1878—88). Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 3,60 Mk.
Cassel, Aletheia. Periodische Sammlung wissenschaftlicher Abhandlungen und Vorträge. 1. Christus und die soziale Frage. 2. Christus und das Judentum. 3. Christus und Maria. Berlin, Haack. Je 50 Pfge.
— Harmageddon. Apokalyptische Beobachtungen. Sendschreiben an Herrn Prof. Harnack. Ebenda. 1 Mk.
Seydel, Buddha und Christus. Breslau, Schottländer. 50 Pfge.
Splittgerber, Die Sünde wider den heiligen Geist. Gütersloh, Bertelsmann. 1 Mk.
Scharling, Hauran. Reisebilder aus Palästina. Bremen, Heinsius Nachf. 1,20 Mk.
Bersier, Das Königtum Jesu Christi. Ebenda. 60 Pfge.
Brecht, Schwarz-Weiß-Rot. Eine Ethik des Patriotismus. Halle, Strien. Heft 1. 1 Mk.
Carus, Fundamental Problems. Chicago. The Open Court Publ. Comp. 1 Lstrl.
Haase, Zion und Assur. Predigt. Verl. d. öst. Hauptv. d. G.-A.-St. Preis?
Zahn, Evangelium in den Episteln. Predigten. Gotha, Schloeßmann. 6 Mk.
Zauleck, Eigentum ist Diebstahl. Bremen, Morgenbesser. 50 Pfge.
Iken, Kirchliche Arbeiten und Kämpfe, Niederlagen und Siege zu Bremen in unserm Jahrhundert. Ebenda. 75 Pfge.
[v. Marschall,] Religiöse Weltanschauung. Karlsruhe und Leipzig, Reuther. 2, geb. 3 Mk.
Jahresbericht des Kinderhospitals Marienstift zu Jerusalem für das Jahr 1890.
Weckruf an die besitzenden und gebildeten Klassen. Brackenheimer Flugschriften 7. Brackenheim, Ziegler. 10 Pfge.
Wippermann, Deutscher Geschichtskalender für 1889. Leipzig, Grunow. Zwei Bände, je 6 Mark.
Karl von Hases Werke. Band 1 und Band 2, erste Hälfte: Kirchengeschichte auf der Grundlage akademischer Vorlesungen. Bis Innocenz III. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Jeder Halbband 5 Mk.
Lüdemann, Die Bedeutung der 95 Thesen Luthers für Vergangenheit und Gegenwart. Braunschweig, Schwetschke u. S. 50 Pfge.
Sommer, Der christliche Unsterblichkeitsglaube im Gesichts- und Interessenkreise der modernen Bildung. Ebenda. 40 Pfge.
Stockmayer, Das Gebet des Herrn in neun Predigten ausgelegt. Basel, C. Detloff. 1,30 Mk.
Riggenbach, Die Wurzeln der Vergehen und Verbrechen im Familien- und Volksleben. 2. Aufl. Ebenda. 40 Pfge.
Huber, Die Philosophie der Sozialdemokratie. München, Ackermann, 1887. 60 Pfge.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Gestern in früher Morgenstunde sind wir durch die glückliche Geburt eines gesunden

Töchterchens

erfreut.

Halle a. S., den 4. Mai 1890.

Prof. D. **Friedrich Loofs**,
Helene Loofs geb. **Steche**.

Ein cand. theol., bisher selbständiger Leiter einer vierklassigen Privatschule, **sucht** vom 1. Juli ab Stellung als Vikar, auch im Auslande. Offerten erbeten unter **G. Z.** an die Expedition dieses Blattes.

Cand. theol. mit sehr guten Zeugnissen **sucht** sofort Stellung als Pfarrvikar, Lehrer oder Hauslehrer. Offerten sub **G. P.** Plauen (Vogtland), Seminarstraße 12 I. erbeten.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**

Karl von Hase's Werke

12 Bände in 24 Halbbänden zu je M. 5.

Soeben erschien: **Kirchengeschichte** Bd. I, II 1. Abt. Hase's gesammelte Schriften wenden sich an die weiten Kreise höherer Bildung; die akademischen „Lehrschriften" bleiben ausgeschlossen.

Kinderheilstätte in Westerland-Sylt.

Die in unmittelbarer Meeresnähe mit Berücksichtigung aller hygienischen Anforderungen **neugebaute Anstalt** wird in diesem Jahre **am 1. Juli** eröffnet. Für eine Kurperiode werden nur **20 Kinder** aufgenommen. — Verpflegungsgebühr wöchentlich 20 Mk., alles inbegriffen. **Im Monat September auf Antrag halbe Freistellen event. ganz frei.** Anmeldungen nehmen entgegen: **Die leitende Schwester der Kinderheilstätte in Westerland, die Flensburger Diakonissenanstalt und der Vorsitzende der Verwaltung:** Seebade-Direktor Dr. **Pollacsek** in Westerland.

Aufforderung

Ernste, fromme Jünglinge im Alter von 18—24 Jahren, die sich für den Dienst der deutschen evangelischen Kirche auf Prediger-Seminaren in Nordamerika vorbereiten wollen, werden aufgefordert, sich bei dem unterzeichneten Schriftführer zu melden. Dieselben müssen soweit vorgebildet sein, daß sie die Reife für Sekunda eines Gymnasiums oder Prima einer höhern Realschule besitzen. Das Haupterfordernis aber ist bei genügender Begabung der rechte Missionssinn.

Der Meldung ist Lebenslauf und Zeugnis des zuständigen Geistlichen und Lehrers beizufügen.

Unbemittelte Jünglinge erhalten auf Empfehlung des Vorstandes der Diaspora-Konferenz unentgeltliche Aufnahme und Ausbildung. Die Reisekosten müssen von hier aus bestritten werden.

Der Kursus in den nordamerikanischen Prediger-Seminaren schließt im Laufe des Juni und beginnt am ersten September jedes Jahres. Die Aussendung kann daher in der Regel nur im Laufe des August erfolgen.

Ummendorf, R.-B. Magdeburg.

Im Auftrage des Vorstandes:
Dr. **H. Borchard**, P., Schriftführer der Diaspora-Konferenz.

Im Verlage von **Heinrich Feesche in Hannover** erschien:

Der irdische Beruf des Christen

Vortrag
im Evangelischen Verein gehalten von
Gerhard Uhlhorn, D., Abt zu Loccum.
Preis 25 Pfge.

Anzeige

Um denjenigen, welche sich für die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs und die Rettung der Trinker interessiren, Gelegenheit zu bieten, sich mit den Grundsätzen und der Wirkungsart des in der Schweiz so schnell emporgeblühten „Mäßigkeitsvereins vom Blauen Kreuz" bekannt zu machen, ist bei mir eine Niederlage der Schriften des „Blauen Kreuzes" errichtet worden, welche alle Drucksachen des genannten Vereins sehr billig abgiebt. Besonders wird das inhaltreiche Jahrbuch (Kalender) für 1890 der Beachtung empfohlen (Preis 20 Pfg.). Probeexemplare des von Pfarrer Bovet in Bern herausgegebenen ausgezeichneten „Illustrirten Arbeiterfreundes" sind aus der hiesigen Niederlage unentgeltlich zu beziehen. (Jahrgang 1885—1887 kostet gebunden 2 M., 1888—1889 gebunden 1,50 M.; die Einzelnummer kostet 5 Pfg., der einzelne Jahrgang 1 M.) Ebenso wird aus derselben zum Zwecke von Vorträgen, Referaten, Aufsätzen 2c. über das „Blaue Kreuz" das erforderliche litterarische Material gratis geliefert. Gegen Einsendung von 1 M. (auch in Briefmarken) werden die wichtigsten Schriften des „Blauen Kreuzes" franko unter Streifband zugeschickt.

Dommitzsch bei **Torgau.** **Dr. Martius,**
Oberpfarrer.

Aeltere Mäßigkeits- u. Enthaltsamkeitslitteratur

von 1838 bis 1883,

Zeitschriften, Bücher, Broschüren, Flugblätter, Satzungen, Lieder etc.

ruhen vielfach ungebraucht und vergessen in den Bücherschränken. Zur Nutzbarmachung derselben für die neueren Bestrebungen auf diesem Gebiete bitte ich ergebenst, mir dergleichen Drucksachen aller Art kauf-, leih- oder geschenkweise überlassen und unter Streifband oder als unfrankiertes Paket zuschicken zu wollen. Auch die kleinsten Sendungen sind für die Geschichte jener Zeit von Bedeutung und werden mit Dank entgegen genommen.

Dommitzsch bei **Torgau.** **Dr. Martius,**
Oberpfarrer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig